

**Dr. Jan-Pieter Barbian, Direktor der Stadtbibliothek Duisburg
Hinführung im Literaturgottesdienst in der Salvatorkirche am 7.02.2010 im
Rahmen der Reihe „Tief im Westen - Literatur und Liturgie im Dialog“**

**Heinrich Böll: „Im Ruhrgebiet“. Ein Essay von Heinrich Böll und Fotos des
Ruhrgebiets von Chargesheimer (1958)**

Wir beschäftigen uns im heutigen „Dialog zwischen Literatur und Liturgie“ mit „Menschenbildern“. Das ist auf den ersten Blick nichts Ungewöhnliches in einer Kirche, es ist aber vor allem auch nichts Ungewöhnliches für das Ruhrgebiet. Denn das Bild des Ruhrgebiets wird vor allem von Menschen geprägt - tief in seinem Innern, leider viel zu selten in seiner Wahrnehmung von außen. Wenn ich gefragt worden wäre, welches Leitbild sich die Kulturhauptstadt Ruhr 2010 geben sollte, hätte ich den Verantwortlichen nur zu einem Wort geraten: Menschen.

Das 1958 veröffentlichte Buch „Im Ruhrgebiet“ macht Menschen auf zwei Wegen zum Thema: zum einen in den Bildern des Fotografen Carl-Heinz Hargesheimer, der von 1924 bis 1971 in Köln lebte und unter seinem Künstlernamen Chargesheimer weltbekannt wurde; zum anderen in dem einführenden Essay von Heinrich Böll.

Um das Anliegen des Buches, das den Fotografen und den Schriftsteller miteinander verband, besser verstehen zu können, möchte ich Ihnen kurz die Ästhetik, also das geistige Fundament und das Herzstück der schriftstellerischen Arbeit Heinrich Bölls nahe zu bringen versuchen.

Ähnlich wie die Fotografie vermag auch die Literatur in ihren besten Erscheinungen einen historischen Augenblick im Leben von Menschen und der sie umgebenden Gesellschaft festzuhalten und damit für die Nachwelt aufzubewahren. Die enge Verwandtschaft beider Kunstarten beruht auf dem „Auge“, mit dem die Welt betrachtet wird. Es beobachtet und wählt aus, es rückt bestimmte Elemente der Wirklichkeit in den Fokus und erweitert unseren Horizont.

In seinem „Bekenntnis zur Trümmerliteratur“, das 1952 veröffentlicht wurde, hat Heinrich Böll auf die Tatsache hingewiesen, das „ein gutes Auge zum Handwerkszeug des Schriftstellers“ gehört. Seinen Zeitgenossen, die sich der offenen Auseinandersetzung mit den zumeist traurigen Schicksalen der Menschen im Nachkriegsdeutschland zu entziehen versuchten, forderte er auf:

„Wer Augen hat zu sehen, der sehe!“

Dann wird es möglich, sowohl Dinge zu sehen, die „in seinem optischen Bereich noch nicht aufgetaucht sind“, als auch Dinge „mittels der Sprache zu durchschauen, in sie hineinzusehen.“ Das „Auge des Schriftstellers“ sollte „menschlich und unbestechlich sein“, aber auch mit Humor auf die Welt blicken.

Dass Fotografen ebenso wie Schriftsteller „das Geheimnisvolle der menschlichen Existenz“ sichtbar machen, hebt Böll in einem Vorwort zum Ausstellungskatalog „Was ist der Mensch?“ hervor, der 1964 aus Anlass der „Weltausstellung der Fotografie“ in Zürich, Amsterdam, Essen und anderen Städten in Nordrhein-Westfalen herausgegeben wurde. „Die humane Kamera“, so Böll, „wird entdecken, dass die Menschen nicht überall gleich, sondern überall Menschen sind, deren

Menschwerdung gerade erst begonnen hat.“ Wir umschreiben diesen Vorgang heute mit dem Begriff „Globalisierung“, meinen damit aber vor allem die Vernetzung und Interdependenz der Weltwirtschaft. Dagegen war der Blick Bölls immer auf den Menschen gerichtet, dessen Würde und Wert unabhängig von nationalen, rassischen, sozialen, religiösen oder kulturellen Unterschieden anerkannt werden muss.

Den engen Zusammenhang von „Moral und Ästhetik“ betont Böll auch in den vier Poetik-Vorlesungen, die er 1964 an der Johann-Wolfgang-Goethe-Universität in Frankfurt am Main hielt. In ihnen entfaltete der Schriftsteller eine „Ästhetik des Humanen in der Literatur“, die nicht nur auf Bölls literarische Vorbilder Bezug nimmt und eine Summe seiner bisherigen Veröffentlichungen zieht, sondern auch einen Schlüssel zum Verständnis seines gesamten Werks bereitlegt. Zu den existentiellen Bedingungen für menschliches Leben in der Gegenwart werden von Böll „das Wohnen, die Nachbarschaft und die Heimat, das Geld und die Liebe, Religion und Mahlzeiten“ gezählt. Das bietet Stoff genug für großartige Romane, Erzählungen und Essays - jedoch nicht in Deutschland, wo in den 1950er und 1960er Jahren nach Einschätzung Bölls eine „Abneigung [...] gegen das Alltägliche, das eigentlich das Soziale und Humane ist“, bestand. Da sich Böll aber genau diesem Thema widmete, wurde er von der zeitgenössischen Kritik oft „mit einiger Herablassung“ als ein „Autor der kleinen Leute“ bezeichnet.

Doch gerade an den so genannten „kleinen Leuten“ ließ sich ablesen, woran die deutsche Gesellschaft aufgrund ihrer historischen Erfahrungen nach 1945 krankte: „verletzte Nachbarschaft, verletztes Vertrauen, verletzter Glaube“. Dabei war die Heimatlosigkeit der Deutschen keineswegs nur eine rein äußerliche Erscheinung, sondern auch Ausdruck eines geistigen und seelischen Zustands. Notwendig wurde daher „die Suche nach einer bewohnbaren Sprache in einem bewohnbaren Land“. Für Böll galt ein Land dann als „bewohnt und bewohnbar, wenn einer Heimweh nach ihm empfinden kann.“ Und seine Hoffnung war: „Vielleicht wird es möglich sein, Wohnen, Heimat in Sprache zu fassen, wenn Reisen nicht mehr als Flucht erscheinen muß, weil die Poesie des Alltäglichen nicht nur von den Poeten, [sondern] auch von denen, für die sie schreiben, wieder erkannt wird.“

Obwohl diese Sätze in einem völlig anderen historischen Zeitkontext, nämlich dem der alten, 1989 untergegangenen Bundesrepublik Deutschland veröffentlicht wurden, haben sie nichts von ihrer Aktualität verloren. Darauf komme ich später noch einmal zurück.

Wie und warum entdeckte Heinrich Böll das Ruhrgebiet für sein literarisches Anliegen? Nun, biografisch gesehen, sind es eher Zufälle, die ihn als Rheinländer mit der industriellen Kernzone tief im Westen Deutschlands verbanden. Sein Vater Viktor wurde 1870 in Essen geboren und ging 1896 nach Köln, wo sein Sohn Heinrich am 21. Dezember 1917 zur Welt kam. Im Mai 1945 lernte Böll in einem amerikanischen Kriegsgefangenenlager in Frankreich Ernst-Adolf Kunz kennen, der in oder sollte ich besser sagen: auf Schalke geboren worden war. Seit 1948 kam Böll regelmäßig nach Gelsenkirchen, um mit dem befreundeten Schauspieler seine literarischen Arbeiten zu besprechen und Möglichkeiten der Veröffentlichung zu sondieren. 1953 gründete Ernst-Adolf Kunz eine Agentur zur Vermarktung der Literatur junger Autoren, die er unter dem Namen „Ruhr-Story“ zusammen mit seiner Frau Gunhild betrieb.

Dass sich der passionierte Rheinländer Böll dann auch literarisch intensiver mit dem Ruhrgebiet beschäftigte, war die Folge einer Auftragsarbeit für den chronisch geldknappen Familienvater mit drei Kindern. Im Januar 1957 schloss der Schriftsteller zunächst mit der Büchergilde Gutenberg zu „sehr großzügige[n] Bedingungen“ einen Vertrag über „12-15 einführende Seiten“ zu einem Ruhrgebietsbuch des Fotografen Chargesheimer ab. Danach unterstützten Ernst-Adolf und Gunhild Kunz ihren Freund bei seinen aufwändigen Recherchen „vor Ort“.

Am 28. Januar 1957 ließ Gunhild Kunz Böll wissen: „Schreib uns, was Dich hier im Kohlenpott besonders interessiert. Willst Du eine Zeche besichtigen, ein Werk, alte Siedlungen, typische Kneipen, willst Du mit alten Kumpels sprechen? Ich würde alles vorbereiten, bis Du kommst. Ich meine, Du brauchst nur Essen und Gelsenkirchen zu durchstöbern, da gibt es genug Stoff. Alle anderen Städte sind nicht so typisch. Vor allem Gelsenkirchen eignet sich - Schalke, Bismarck, Heßler etc. In Essen dominiert Krupp. Na, wir werden die Sache schon schaukeln.“

Im April 1957 schickten die Gelsenkirchener Literaturagenten dem Schriftsteller nach Köln-Müngersdorf Zeitungsartikel über die extrem hohe Staubbelastung und die „Dunstglocke“ im Revier, die den Menschen einen Monat Sonnenlicht im Jahr raubte. „Ist doch ein guter Akzent für Deinen Bericht!“, meinten „Ada und Guni“ Kunz und kündigten einen Besuch in der Domstadt an, denn: „Wenn man drei Monate ununterbrochen im ‚Revier‘ war, wird man es leid.“

In der Folge wurde Böll mit weiteren Materialien versorgt: ein „Ruhrgebietler treten sich auf die Füße“ betitelter Bericht der WAZ über die Bevölkerungsdichte im industriellen Ballungsraum und deren dramatische Folgen für das Leben der Menschen; eine Wochenend-Beilage der WAZ über „Kinder der Industrielandschaft“ und ein Zeitungsbericht über die schädlichen Auswirkungen der Luftverunreinigung auf die Gesundheit der Ruhrgebietskinder; umfangreiche Broschüren zur Anwerbung von Bergarbeitern für die Bergwerksgesellschaft Hibernia AG, die in den 1950er Jahren 13 Schachtanlagen von Oberhausen über Wanne-Eickel, Herne und Gladbeck bis Gelsenkirchen und Recklinghausen mit insgesamt 45.821 Mitarbeitern betrieb; die Werbebroschüre „Dein Haus“ zum Bau von Eigenheimen für Bergleute im Revier; die Schrift „Junge Menschen in neuer Heimat“ zur Ausbildung des bergmännischen Nachwuchses in Berglehrlingsdörfern und -heimen; Tabellen zu den Verdienstmöglichkeiten von Berglehrlingen; eine Festschrift zum 100-jährigen Bestehen der Zeche Shamrock I/II in Herne; Berichte über eine Sonderschau mit den neuesten Modellen der Automarke Fiat in Herne und über ein Seifenkistenderby in Duisburg.

Von Ende Februar bis Anfang April 1957 unternahm Böll mehrere Fahrten durch das Ruhrgebiet. Als Stichworte seiner Beobachtungen notierte sich der Schriftsteller: „Das Ruhrgebiet ist ein Dorf mit 4 Millionen Einwohnern.“; „Was Kultur ist, begreift man nur dort, wo es keine gibt!“; „Misstrauen gegen die Müßiggänger“; „Internationalität, Assimilation, Tauben, Fußball, Schrebergärten, Marl, 1. Mai, Ruhrfestspiele, Bergarbeiternachwuchs, Kriminalität, Löhne“. Das Manuskript der inzwischen auf 40 Schreibmaschinenseiten festgelegten Einführung war im September 1957 abgeschlossen.

Ende Januar 1958 war der Text dann mit dem Titel „Die Entdeckung des Ruhrgebiets“ im Programm des Bayerischen Rundfunks zu hören. Eine gekürzte Fassung erschien noch unter dem Titel „Das Ruhrgebiet“ zusammen mit Fotos von Ruth Hallensleben in der Zeitschrift Atlantis. Länder/Völker/Reisen. Diese nicht abgesprochenen Vorveröffentlichungen, mit denen sich der Schriftsteller dringend benötigte zusätzliche Einnahmequellen erschloss, wurden von seinem Verleger Helmut Dreßler, dem Leiter der Büchergilde Gutenberg, als „ärgerliche Sache“ und „Fehltritt“ moniert. Vermutlich konnte deshalb das Buch auch erst im Herbst 1958 erscheinen - zeitgleich in der Büchergilde Gutenberg und im Verlag Kiepenheuer & Witsch.

Der Bildband trug nun den Titel „Im Ruhrgebiet“. Gegenüber dem bestimmten Artikel „das“ hatte die Präposition „im“ den Vorteil, dass nicht das gesamte Ruhrgebiet objektiv zum Thema gemacht werden musste, sondern ein von Böll mit seinem Text ebenso wie von Chargesheimer mit seinen Fotografien subjektiv gewählter Ausschnitt vermittelt werden konnte.

Es würde an dieser Stelle zu weit führen, die vielen Facetten des Essays im einzelnen herauszuarbeiten. Daher beschränke ich mich auf den Kern. In den Augen Bölls war das Spannungsverhältnis zwischen den Menschen und der Industrie - eine klassische Hassliebe, bei der beide nicht voneinander lassen können, weil der eine vom anderen abhängig ist - das Charakteristikum des Ruhrgebiets. Wobei der Schriftsteller keinen Zweifel daran ließ, auf wessen Seite er aufgrund seiner eigenen Lebenserfahrung in den Jahren 1939 bis 1945 stand. Denn „so wenig, wie es Soldaten gibt, die am Krieg reich werden, gibt es reiche Bergleute“. Am Zweiten Weltkrieg - aber keineswegs nur an ihm - hatten vor allem die Industriellen verdient, die im Ruhrgebiet die „Waffenschmiede des Deutschen Reiches“ betrieben. Nachdem die ursprünglichen Pläne zur Verstaatlichung der Montanindustrie von Amerikanern und Briten aufgegeben worden waren, wurden die vor 1945 geltenden privatwirtschaftlichen Besitzverhältnisse wiederhergestellt. In den 1950er Jahren galt wieder die „Tatsache dass Kohle und Stahl Macht geblieben sind - und dass die Schlangen der Güterwagen [...] Geld ins Ruhrgebiet bringen, Geld, von dem der geringste Teil in die Tasche des Bergmanns kommt, Geld, auf das das süße Sprichwort: ‚Wie gewonnen, so zerronnen‘, nicht zutrifft.“ Denn „noch nie war durch körperliche Arbeit verdientes Geld leicht verdient, und doch zerrann es immer.“

Wie weise und vorausschauend diese, den Essay abschließenden Gedanken waren, sollte sich bereits kurze Zeit später erweisen. Denn 1958, im Jahr der Veröffentlichung des Buches „Im Ruhrgebiet“, gingen erstmals der Verbrauch und damit auch die Förderung der Ruhrkohle deutlich zurück. Anwachsende Kohlenhalden, Feierschichten, Lohnkürzungen, Zechenschließungen und ein drastischer Stellenabbau waren die Folgen. Zur Erinnerung: 1957, auf dem Höhepunkt der Entwicklung, wurden im Ruhrgebiet insgesamt 142 Schachtanlagen betrieben, in denen rund 416.000 Menschen beschäftigt waren; die Stahlproduktion gab rund 170.000 Menschen Arbeit, sodass knapp 600.000 Menschen unmittelbar von der Montanindustrie lebten. Mit der Krise im Bergbau, die eine Konsequenz der „Wende am Energiemarkt“ mit einem rasch zunehmenden Import von Öl und Steinkohle aus den USA war, wurde 1958 ein wirtschaftlicher und gesellschaftlicher Strukturwandel eingeleitet, der bis heute anhält. Er hat das Ruhrgebiet und seine

Menschen ein weiteres Mal radikal verändert und vieles von dem beseitigt, was Böll ebenso wie Chargesheimer als die liebenswerten Markenzeichen des Reviers erkannt hatten, ohne die sozialen, ökonomischen und ökologischen Spannungen aufzuheben.

Im Kontext der heftigen öffentlichen Debatte, die das Erscheinen des Bildbands „Im Ruhrgebiet“ 1958/1959 auslöste, hat Chargesheimer betont, dass das Buch „den Menschen gewidmet“ sei, „die darin abgebildet sind, und nicht den Oberbürgermeistern, die dadurch ihre fleißige Verwaltungsarbeit geschmälert sehen“. Deren Anstrengungen zur Modernisierung der Region würden letztendlich zu der Konsequenz führen, dass es, so Chargesheimer, „in einigen Jahrzehnten nichts Typisches mehr gäbe im Ruhrgebiet“, sodass der umstrittene Bildband nicht „dreißig Jahre zu spät gekommen“ sei, wie einige Kritiker meinten, sondern gerade „noch im rechten Augenblick“.

Das veranlasst mich zu einem Gedanken, mit dem ich meine Hinführung zum Verständnis des Textes von Heinrich Böll abschließen möchte.

Wenn die Menschen das besondere Wesen des Ruhrgebiets ausmachen und wenn im Zentrum des Christentums der Mensch steht, erwarte ich von der Kirche, in der wir heute zusammengekommen sind, dass sie sich mit den Menschen solidarisiert, die zu den Verlierern des wirtschaftlichen und sozialen Strukturwandels im Ruhrgebiet zählen.

Ich vermisse Heinrich Böll, dessen Stimme des sozialen Gewissens in Deutschland am 16. Juli 1985 erloschen ist; aber ich vermisse auch die klare Stimme der Evangelischen Kirche in Duisburg im Angesicht des Verlusts an menschlicher Solidarität in den wirtschaftlichen Existenzkämpfen des Alltags und des drohenden Verlusts an Kultur, für die im Gegensatz zu den ruinösen Banken offenbar kein Geld mehr zur Verfügung steht. Meine Bitte wäre, den Dialog und den Zusammenhang von „Literatur und Liturgie“ wirklich ernst zu nehmen.